

**Erlahmt der ökumenische Impuls?**  
**Anmerkungen aus der ökumenischen Praxis**  
**von Joachim Wanke**

Vom Vorstand des Johann-Adam-Möhler Institutes wurde die Bitte an mich herangetragen, aus meiner Erfahrung ökumenischer Alltagsarbeit einige Beobachtungen und Überlegungen zum derzeitigen Stand der Ökumene in Deutschland als Anregung für das Gespräch beizutragen. Meine Ausführungen<sup>1)</sup> können und wollen nicht als wissenschaftlicher Fachbeitrag verstanden werden. Mein Anliegen ist es, den Blick auf die im Alltag unserer Ortskirchen und Pfarrgemeinden wahrnehmbare ökumenische Situation zu lenken. Ich beschränke mich auf meinen Erfahrungshorizont, der im Wesentlichen durch die Arbeit in einer Ortskirche der neuen Bundesländer, freilich in zwei sehr unterschiedlichen politischen Situationen geprägt ist und ferner aus Erfahrungen der Arbeit in der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (ACK).

I. Zur gegenwärtigen ökumenischen „Stimmungslage“

Wie stellt sie sich mir dar? Ich höre Stimmen, die behaupten: Die Ökumene, sonderlich die Konsensökumene, sei am Ende. Zumindest könne es so wie bisher nicht weitergehen. Das sind resignierte Stimmen, manchmal sogar pessimistische Stimmen. Das geht bis zur Ansicht, die Kirchen seien angesichts ihrer konkreten konfessionellen Struktur prinzipiell ökumeneunfähig. Meist sind dann die Kirchenleitungen im Visier der Kritik, innerkatholisch oft Papst und Bischöfe. Diese müssten ja trotz aller ökumene-freundlichen Worte letztlich an der konfessionellen Abgrenzung festhalten.

Diesen Stimmen stehen andere gegenüber, die einen trotzigem Optimismus verbreiten. Zur Begründung wird gesagt: Die Einheit der Kirche müsse kommen, sie sei angesichts wachsender Unkirchlichkeit in der Gesellschaft zwangsnotwendig. Zudem seien die in theologischen Gesprächen erreichten Annäherungen hinreichend genug für eine „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“. Die Einheit sei also nur noch eine Frage der Zeit. Manche nehmen sie dann in der Praxis ihres christlichen Lebens schon vorweg. „Einheit“ im prophetischen Vorgriff!

Eine andere Spannung in der ökumenischen Arbeit erfahre ich so: Da sind auf der einen Seite die ökumenischen Fachleute, die um die vielen diffizilen theologischen, auch historischen und religionspsychologischen Schwierigkeiten zwischen den Kirchen wissen. Die ökumenischen Enthusiasten unter diesen „Wissenden“ verdienen größte Hochachtung! Auf der anderen Seite gibt es, manchmal auch unter Theologen, eine relative ökumenische Unbedarftheit, die sich in gefährlicher Sorglosigkeit auf dem verminten Feld der ökumenischen Beziehungen tummelt. Diese Unbedarftheit erzeugt bei einigen eine

Mentalität, die sagt: „Was soll das ganze ökumenische Suchen und Fragen überhaupt?“ Sie erliegen der Suggestion einer „Hauruck-Ökumene“, die meint, die Gemeinsamkeit der Kirchen ohne größere Mühe, ohne eigene Umkehr und Buße, ohne geistige und geistliche Anstrengung mit Beschlüssen und Aktionen herbeiführen zu können, sei es „von oben“ oder „von unten. Dieser „flotte Pragmatismus“ sieht überhaupt keine Probleme mehr. Er regelt alles nach eigenem Gustus, ohne sich um irgendwelche kirchliche Vorgaben zu scheren, nach dem Motto: „Wir haben überhaupt nichts mehr zu lernen!“ „Was gehen uns die Streitigkeiten von gestern an!“ Hier will man einen Schlussstrich ziehen und beim Punkt Null anfangen. Leider bewirkt man dabei mehr Schaden als Fortschritt.

Um noch eine weitere allgemeine Charakteristik der ökumenischen Situation zu geben, erwähne ich die Spannung zwischen denen, die dem Leitbild eines geistlichen Ökumenismus folgen wollen und jenen, die mehr eine „Säkular-Ökumene“ im Auge haben, die also meinen, es sei vor allem wichtig, dass sich die Kirchen angesichts der konkreten Not großer Teile der Menschheit und der innergesellschaftlichen und globalen Ungerechtigkeiten zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden. Für solche ist etwa der „konziliare Prozess“, der gemeinsame Einsatz für Gerechtigkeit, Friede und Schöpfungsbewahrung hinreichend als Ausdruck für die Einheit der Kirchen.

Doch muss man sehen: Diese Art von „Säkular-Ökumene“ bewegt nur einen relativ kleinen Teil der Mitglieder unserer Gemeinden. Das hat sich mir als nüchternes Fazit der Ökumenischen Versammlung in Erfurt (1996) aufgedrängt. Zudem wird die (berechtigte) Vielfalt an Überzeugungen und Strategien innerhalb der Christenheit im Blick auf solche säkularen Themen auch in Zukunft bestehen bleiben. Nicht immer ist es also eine grundsätzliche unökumenische Einstellung, die hier reservierte Reaktionen innerhalb der Kirchen und besonders der Kirchenleitungen bewirkt. Die Reduktion von Ökumene auf den „konziliaren Prozess“ und seine Themen bringt uns nicht wirklich voran, so wichtig diese Anliegen auch bleiben.

So stellt sich mir, mit einigen Strichen nur sehr flüchtig gezeichnet, die ökumenische „Stimmungslage“ dar<sup>2)</sup>. Eine besondere Schwierigkeit besteht darin, dass sich diese und zusätzlich noch manche andere ökumenische Grundgestimmtheiten untereinander mischen bzw. ineinander übergehen. Resignation kann sich mit trotzigem Optimismus mischen, mit der Haltung des „Jetzt erst recht!“. Das Wissen um die Kompliziertheit einer Problemlage kann mit einer relativen Unbedarftheit gegenüber anderen Problemlagen zusammengehen. Frömmigkeit schließlich, die sich nach innen wenden will, verbindet sich manchmal mit sozialem Engagement, das durchaus Hochachtung verdient, aber an einer Einheit des christlichen Bekenntnisses nicht sonderlich interessiert ist. Eine verworrene Lage! Der ökumenische Impuls ist ohne Zweifel vorhanden, aber er bündelt sich nicht. Er scheint sich zu zersplittern und dadurch wirkungslos zu werden.

## II. Beobachtungen aus dem ökumenischen Alltag

Die Klage über eine Stagnation in der ökumenischen Bewegung gibt es schon seit einigen Jahrzehnten. Im Grunde setzte sie bald nach dem 2. Vatikanischen Konzil ein. Es gibt nach wie vor bei vielen Gläubigen und gottlob auch Theologen und kirchenleitenden Personen ein waches Interesse an dem Anliegen der kirchlichen Einheit und anhaltender Bereitschaft, sich für diese Einheit einzusetzen. Doch ist ohne Umschweife einzugestehen: Nach der ökumenischen Aufbruchphase, die in dem letzten Konzil und dem für die katholische Neuorientierung in Fragen Ökumene entscheidenden Dekret „Unitatis redintegratio“ von 1964 ihren Höhepunkt hatte, ist derzeit eine deutliche Ernüchterung eingetreten.

### 1. Die Selbstblockade der Ökumene durch die Spaltung in eine Ökumene „von oben“ und „von unten“

Kardinal Ratzinger sprach 1986 in einem Brief an Max Seckler, dem Herausgeber der Theologischen Quartalschrift Tübingen, von einem „nachlassenden Elan“ in der ökumenischen Bewegung<sup>3)</sup>. Er schrieb damals im Rückblick auf die Konzils- und Vorkonzilszeit: „Bei dem Tempo, in dem so Neues und bisher Unerwartetes auf einmal möglich wurde, schien die Hoffnung auf ein baldiges, vollständiges Ende der Spaltung begründet. Aber als alles von innen her möglich Gewordene auch in amtliche Formen umgesetzt war, musste notwendigerweise eine Art von Stillstand eintreten.“<sup>4)</sup> Zudem habe sich gezeigt, dass die sich nachkonziliär etablierende „Basisökumene“, die die „Kirchenobrigkeit“ angesichts ihrer ökumenischen Unbeweglichkeit aus dem Prozess der Ökumene ausgeschaltet wissen wollte, zu den traditionellen Kirchenspaltungen nun die neue Teilung in progressiv-„engagierte“ und „traditionalistische“ Katholiken hervorgerufen habe, ein Prozess übrigens, der sich nicht nur auf die katholische Kirche beschränke.<sup>5)</sup>

Eine rein pragmatische Basis-Ökumene verkennt sicherlich die Rahmenbedingungen, von denen her sich die Phänomene der religiösen Stabilität ableiten. Darum ist eine Ökumene, die als ökumenische Handlungsträger allein auf eine isolierte „Basis“ setzt, ebenso zum Scheitern verurteilt, wie eine Ökumene, die von einer ebenso isolierten „Kirchenobrigkeit“ her denkt. Wirklicher Fortschritt in der Annäherung der Kirchen setzt die innere Einheit der kirchlichen Autoritäten mit dem Denken, Beten und Handeln der Gläubigen voraus.

Für mich bestätigt sich diese Einschätzung durch die Erfahrung, die unsere Kirche im Dialog mit der Orthodoxie nach den politischen Umwälzungen der letzten Jahre in Ost- und Mitteleuropa gemacht hat. Hier war es, anders als bei der ökumenischen Annäherung an die Kirchen der Reformation, der kirchenoffizielle Dialog, gleichsam eine Ökumene „von oben“, die vorwärtsdrängend und zukunftsöffnend war. Ich erinnere an die zeichenhaften, mutigen Schritte, die Papst Paul VI. und der orthodoxe Patriarch Athenagoras aufeinander zugegangen sind. Es zeigte sich aber nach den politischen Veränderungen in den Ländern

des ehemaligen Staatskommunismus, dass die Kirchenleitungen bzw. die ökumenisch gesonnenen Theologen keinen Rückhalt in der Breite ihres Kirchenvolkes hatten. Es bedarf vermutlich noch eines längeren Weges, die hier zutage tretende „horizontale Spaltung“ im ökumenischen Denken zwischen „oben“ und „unten“ zu überwinden.

## 2. Ökumene und politische Wende

Als Erfahrung aus meinem Umfeld möchte ich auf den Einfluss hinweisen, den der gesellschaftliche Umbruch auch in den neuen Bundesländern auf die Ökumene ausgeübt hat. Es ist eine auch in der Nazizeit gemachte Erfahrung, dass gemeinsame Bedrängnisse die Kirchen näher zusammenrücken lassen. Ebenso war es in der ehemaligen DDR zwischen den Kirchen. Die ideologische und auch konkret gesellschaftliche Unterdrückung der Christen und die Behinderung bzw. Einschränkung kirchlicher Lebensräume haben die Christen und Kirchen miteinander verbunden. Es gab in den DDR-Jahren so etwas wie eine „Schulterschlussgemeinschaft“ zwischen Katholiken, evangelischen und freikirchlichen Christen, die nicht zuletzt in den ökumenischen Versammlungen in Dresden und Magdeburg 1988/89 ihren Höhepunkt fand. Dass es natürlich auch unterschiedliche theologische und gesellschaftspolitische Optionen zwischen und in den Kirchen, besonders bei den evangelischen Mitchristen gab, war uns auch damals bewusst. Freilich blieb das im Hintergrund. Die gemeinsame Not angesichts einer allmächtigen Partei, die die Kirchen und religiöses Bewusstsein marginalisieren wollte, ließ uns trotz mancher Unterschiede im Wesentlichen zusammenstehen.

Nach dem gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 gab es die interessante Erfahrung, dass es zu einem Erwachen des konfessionellen Bewusstseins unter den Christen und Kirchen kam. Die Katholiken waren manchen Verdächtigungen ausgesetzt, besonders als einige von ihnen in führende Positionen in Staat und Gesellschaft aufrückten. Auch die Bewertung und Gestaltung der Nachwendesituation ließen zwischen den Konfessionen manche Unterschiede erkennbar werden<sup>6)</sup>. Hier wurde deutlich, wie sehr nichttheologische, in diesem Falle gesellschaftspolitische Faktoren das ökumenische Miteinander beeinflussen können. Franz-Georg Friemel, emeritierter Pastoraltheologie in Erfurt, hat das einmal in das Bild gefasst: Chemische Elemente, die tiefgefroren nebeneinander liegen, reagieren nicht aufeinander. Erst, wenn sie auf Normaltemperatur gebracht werden, also „aufgetaut“ sind, reagieren sie aufeinander. Wir haben nach der Wende wieder unsere jeweilige Konfessionalität entdeckt. Und diese Neuentdeckung hat so manche merkwürdige Blüte getrieben. Es bedurfte des bewussten Gegensteuerns durch die Kirchenleitungen und auch besonnener Kräfte in den Gemeinden, um solche gegenseitigen Irritationen nicht überhand nehmen zu lassen.

### 3. Offene und verdeckte „Lernunwilligkeit“ auf dem Feld der Ökumene

Diese Aussage wird illustriert durch die Erfahrung, die wir jüngst bei der Diskussion über die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ machen konnten. Dabei sind auf andere Weise Ungleichzeitigkeiten des ökumenischen Bewusstseins offenbar geworden, die anzeigen, wie vermint der Weg der Ökumene noch immer ist. Zum Teil haben breite Kreise der Fachtheologen den inzwischen abgeschrittenen Weg der Konsensökumene überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, zum anderen sind alte konfessionelle Ängste und Vorurteile wieder ans Tageslicht getreten, die man so nicht mehr für möglich gehalten hätte. Freilich ist zumindest positiv zu diesem Streit zu sagen, dass breite Schichten des Kirchenvolkes und auch der nichtchristlichen Bevölkerung dieses Ringen um die Frage der Rechtfertigung als historisch überkommener Kontroversfrage zwischen Katholiken und Lutheranern als mögliche Herausforderung auch des gegenwärtigen Lebens- und Weltverständnisses wahrgenommen haben. Doch wurde hier auch deutlich, dass (in diesem Fall) zwischen wissenschaftlicher Theologie und dem Glaubensbewusstsein des Kirchenvolkes ein tiefer Graben vorhanden ist. Viele evangelische und katholische Christen wissen mit dem Stichwort „Rechtfertigung“ überhaupt nichts mehr anzufangen. Zumindest spielt es im konkreten religiösen Leben vieler Christen, merkwürdigerweise auch reformatorischer Christen, keine Rolle. So bestätigt auch dieser Vorgang das Urteil: Ökumene ohne innere Einheit von Glaubensbewusstsein, theologischer Reflexion und kirchlicher Lehre ist in sich fragwürdig, vermutlich sogar kontraproduktiv.

### 4. Eucharistiegemeinschaft als ökumenische „Gretchenfrage“

Der Schmerz über die Trennung der Christen am Tisch des Herrn ist sicher so alt wie die ökumenische Bewegung selbst, vielleicht sogar ihr auslösendes Moment. Dennoch hat die Frage nach der Möglichkeit von Eucharistiegemeinschaft in den letzten Jahren eine deutliche, teils polemische Zuspitzung erfahren. Ich fühle mich im ökumenischen Alltag stärker als früher dem Vorwurf ausgesetzt, durch die Verweigerung des gemeinsamen Abendmahles meine unökumenische Gesinnung zu zeigen. Sicher, es gibt auch weiterhin die vornehme Zurückhaltung des ökumenischen Partners, der den anderen nicht zu etwas drängen will, was dessen eigener Grundüberzeugung nicht entspricht. Für mich gehört das übrigens zu den ökumenischen Grundeinstellungen: In der Ökumene muss jeder seine Treue zu dem seiner Kirche „anvertrauten Gut“ mit Selbstverständlichkeit und ohne (auch sublimen) Nötigung zu „abweichendem“ Verhalten leben können. Das gilt auch in der Frage der Eucharistiegemeinschaft. Willkür und Untreue gegenüber der eigenen kirchlichen Überlieferung führen uns nicht weiter, sondern legen nur den Keim zu neuen Spaltungen.

Insgesamt ist zu bemerken, dass das Verständnis für den Zusammenhang zwischen kirchlicher *communio* und eucharistischer *communio* schwächer wird, nicht nur bei evangelischen Christen, sondern auch bei katholischen Gläubigen. Besonders schwierig

wird es, wenn mit einem flachen „Jesuanismus“ operiert wird, also beispielsweise die Eucharistie der Kirche mit den jesuanischen Sündermahlen einfach gleichgesetzt wird. Überhaupt scheint mir der Sakramentsbegriff einer ständig zunehmenden Subjektivierung und damit einer theologischen Aushöhlung ausgesetzt zu sein. Es ist zwar menschlich durchaus anrührend, wenn eine evangelische Pastorin mich als katholischen Bischof trösten möchte, weil ich beim Abendmahlsgottesdienst ihrer Kirche nicht zum Abendmahl herantrete. Die Einsicht geht hier freilich mehr über das Gefühl als über den theologischen Sachverstand. (Was nichts gegen das „Gefühl“ als Ort theologischen Erkennens sagen will!)

Nochmals: Die Sehnsucht nach dem gemeinsamen Mahl muss in uns brennend bleiben. Es ist die schmerzlichste Wunde, die die Kirchentrennung uns zugefügt hat. Aber wir sollten sie nicht vorschnell zudecken. Vorschnell zugedeckte Wunden fangen meist an zu eitern. Wir sollten zumindest mit theologischem und existentiellern Ernst um die Abendmahlsgemeinschaft ringen, wie es seinerzeit die Reformatoren in Marburg getan haben. Ohne gemeinsames Bekennen (etwa im Verstehen von Rechtfertigung - oder ist dies dann doch nicht so wichtig?) kann es wohl kein gemeinsames Abendmahl geben. Wir müssen uns vertieft um den Zusammenhang von Kirche und Eucharistie bemühen, theologisch und spirituell. Das Verhalten vor und während des gemeinsamen Kirchentages 2003 wird zeigen, was uns Gewissensüberzeugungen des ökumenischen Partners wert sind.

### III. Derzeitige „Rahmenbedingungen“ ökumenischer Arbeit

Nach diesen mehr unsystematischen Beobachtungen aus der ökumenischen Praxis mache ich im Folgenden auf einige Rahmenbedingungen der ökumenischen Arbeit aufmerksam, die wir im Blick behalten sollten. Es führt zu Fehleinschätzungen in der Ökumene, wenn man diese Rahmenbedingungen ignoriert. Ich kann nur Stichworte nennen, die an bekannte und häufig kommentierte Phänomene erinnern.

#### 1. Zunehmende Pluralisierung innerhalb der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften

Man könnte auch sagen: Nach und nach lösen sich die konfessionellen Identitäten auf. Aber eben nicht durch theologisch verantwortete und in der Frömmigkeitspraxis bewährte Annäherung, sondern durch Gleichgültigkeit! Das ist vermutlich die gewichtigste Erschwernis der ökumenischen Arbeit im hiesigen kirchlichen Umfeld.

Aus meiner Erfahrung in der ACK-Arbeit bestätigt sich mir das Urteil, dass eine grundsätzliche Schwierigkeit der Ökumene die wachsende „Zerfallsgeschwindigkeit“ christlicher Kirchen und Gemeinschaften darstellt. Dies gilt nicht nur für das Spektrum christlicher Kirchen und Gemeinschaften im Weltmaßstab. Dies gilt vor allem auch im Blick

auf die Homogenität der Kirchen selbst, die latent oder offen in einem Prozess der Erosion in mehr oder minder heterogene Gruppierungen sind.

Im ökumenischen Arbeitsalltag ist beispielsweise immer wichtiger, mit wem man aus der jeweiligen Partnerkirche spricht. Es ist nicht selbstverständlich, dass die betreffende Person, selbst wenn sie theologisch ausgewiesen oder kirchenamtlich angebunden ist, mir den Standpunkt oder die Sichtweise der betreffenden Kirche oder Gemeinschaft authentisch vermittelt. Die Pluralisierungstendenzen sind ein ernsthaftes Hindernis für ein verbindliches ökumenisches Gespräch. Ich schließe da unsere eigene Kirche nicht aus, wobei die Tatsache eines verbindlich sprechenden Lehramtes diese Problematik mildert, aber nicht gänzlich beseitigt.

## 2. Wachsende Annäherungen zwischen den Kirchen - aber gleichzeitig auch wachsende Differenzen

Meist denkt man sich die Ökumene als einen Weg, der mehr oder weniger kontinuierlich auf die vor uns liegende Einheit zuläuft. Dabei übersieht man, dass unterschwellig oder manchmal auch ganz offen in wichtigen Bereichen des kirchlichen Lebens und Glaubensbewusstseins Entwicklungen eintreten, die die Kirchen auseinanderdriften lassen. Als Beispiele verweise ich auf manche Entwicklungen im Bereich ethischer Grundüberzeugungen (etwa beim Lebensschutz, bei der Bewertung von Ehe und Familie), und auch gesellschaftspolitischer Optionen (Christen für oder gegen oder für einen ganz anderen „Sozialismus“, wie ich leidvoll aus meiner DDR-Erfahrung, aber auch noch aus der Nachwendezeit bezeugen kann).

Ich verweise aber auch auf Entwicklungen, die unser theologisches Selbstverständnis als Kirche berühren, wenn ich beim ökumenischen Partner nach und nach etwa hinsichtlich des Amtsbegriffs eine „Aufweichung“ bemerke, die in der kirchlichen Alltagspraxis einsetzt und dann irgendwann theologisch die eigenen Bekenntnispositionen hinter sich läßt. Es ist ja nicht so, dass wir im ökumenischen Gespräch mit einem Partner zu tun haben, dessen Zustand gleichsam wie auf ein Standfoto zu bannen ist, sondern mit Partnern, die wie in einem beweglichen Film selbst in fortdauernder Bewegung und Veränderung begriffen sind. Offensichtlich geworden ist dies etwa im Vorfeld der letzten Vollversammlung des ÖRK in Harare. Die Entfremdung der Orthodoxie von den Kirchen der Reformation ist nicht zuletzt auf die wachsenden Differenzen in ethischen, aber auch ekklesiologischen Grundüberzeugungen zurückzuführen. Auch in unserem hiesigen gesellschaftlichen Kontext sind jene Fliehkräfte nicht zu unterschätzen, die uns als Kirchen bei Stellungnahmen zu scheinbar nichttheologischen Fragen und Entwicklungen in der Profangesellschaft auseinanderdriften lassen. Harding Mayer hat auf diese nicht-lehrhaften Faktoren als Schwierigkeiten im ökumenischen Gespräch aufmerksam gemacht<sup>7)</sup>. Sie sind, besonders in stillschweigender oder ausdrücklicher Verbindung zu theologischen Argumenten, von nicht

zu unterschätzendem Gewicht. Ich denke als ein Beispiel etwa an die Diskussion um die kirchliche Segnung gleichgeschlechtlicher Paare. Das ständige Bemühen, zwischen den evangelischen Kirchen und der katholischen Kirche in Deutschland zu gemeinsamen Stellungnahmen angesichts wichtiger gesellschaftlicher Herausforderungen zu kommen, ist daher von größter Bedeutung. Besonderes Gewicht erhalten solche Aussagen, wenn sie auf die noch breitere Basis etwa aller in der ACK verbundenen Kirchen gestellt sind, vgl. z. B. die Stellungnahme „Gott ist ein Freund des Lebens“ (1989) oder jüngst das Papier zu den aktuellen Asyl- und Migrationsfragen „...und der Fremdling, der in deinen Toren ist“ (1997).

### 3. Ungewissheit bezüglich des kirchlichen Auftrags

Mit diesem Stichwort deute ich eine geistige und geistliche Verunsicherung an, die kirchenübergreifend zu beobachten ist und ebenfalls von Einfluss ist auf das ökumenische Gespräch. Partner, die bezüglich ihres eigenen Selbstverständnisses verunsichert sind, sind meist schlechte Dialogpartner. In Anlehnung an die derzeitige politische Situation in unserem Land könnte man beinahe sagen: Aufbruch - aber wohin? Die Kirchen sind sich (wie manchmal die Politiker) ihres eigentlichen Auftrags nicht mehr sicher. Die gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsschübe - wir im Osten merken dies besonders drastisch - schaffen Unsicherheiten in den Kirchen, bei den Amtsträgern, kirchlichen Mitarbeitern und vielen Gemeindemitgliedern, die als Gegenreaktion teilweise wieder alte konfessionalistische Reflexe hervortreten lassen. In den neuen Bundesländern ist dies sehr deutlich zu beobachten, wie oben schon dargelegt wurde. Es bedarf dann einer ausdrücklichen Aktivierung ökumenischer Grundhaltungen, um nicht in solchen Zeiten tiefgreifender Veränderungen alte Gräben aufzureißen und neue Stacheldrahtverhaue anzulegen. Zeiten kirchlicher Verunsicherung sind nicht gut für das ökumenische Gespräch. Es bedarf einer einfühlsamen Art, manche ökumenische oder besser: unökumenische Reaktionen als Stellvertretungs-Reaktionen zu erkennen und sie entsprechend einzuordnen.

Zu diesem Stichwort würde ich auch all jene Schwierigkeiten rechnen, die mit der Erfahrung zunehmender Marginalisierung der Kirchen im säkularen Kontext zusammenhängen, von der Erfahrung einer kirchenneutralen bzw. kirchendistanzierten Politik und öffentlichen Meinung bis hin zu den konkreten Existenzsorgen der Ortskirchen, wie sie ihre verschiedenen Lebensäußerungen auch in Zukunft finanziell absichern können. In der ACK ist wohl in den letzten Jahren noch nie so viel vom Geld geredet worden wie in den Anfangsjahrzehnten ihrer fünfzigjährigen Geschichte. Das legt sich wie „Mehltau“ über noch so hochherzige ökumenische Entschlüsse und Visionen.

### 4. Das Fehlen einer verbindlichen Leitvorstellung von Einheit



Die praktische ökumenische Arbeit wird nicht unbeträchtlich erschwert durch unterschiedliche Leitvorstellungen, welche Einheit zwischen den Kirchen eigentlich anzustreben sei. Diese Unsicherheit gehört zu den grundlegenden ökumenischen „Unschlüssigkeiten“, von denen einst Konrad Raiser gesprochen hatte (Unschlüssigkeiten bezüglich des Zieles, der Methoden und Träger des ökumenischen Prozesses)<sup>8)</sup>. Derzeit ist man doch sehr weit abgerückt von der Erklärung des Ökumenischen Weltrates der Kirchen von 1961 (Neu Delhi), die von der „völlig verpflichteten Einheit“ als Ziel der Ökumene ausging. Die anfängliche Hoffnung in der ökumenischen Bewegung, zu einer Art „korporativen Einheit“ der Kirchen zu gelangen, ist heute faktisch aufgegeben. Dabei würden die konfessionellen Identitäten weitgehend aufgegeben werden müssen, was sich wohl als Wunschdenken erwiesen hat. Freilich ist die Diskussion über mögliche ökumenische Einheitsvorstellungen weitergegangen. Zunächst stand der Gedanke einer konziliaren Gemeinschaft im Raum, dann kam das Modell der versöhnten Verschiedenheit ins Gespräch, angeregt besonders durch die konfessionellen Weltbünde. Hier würden die konfessionellen Ausprägungen weitgehend erhalten bleiben, aber die gegenseitigen Lehrverurteilungen würden aufgehoben bzw. für unwirksam erklärt.

Neuerdings geht das Nachdenken über kirchliche Einheit mehr von der Leitvorstellung der *koinonia* aus, also in Richtung einer ekklesialen Gemeinschaft, in der sich die jeweiligen konkreten Kirchen als Schwesterkirchen verstehen. Dieses Einheitsmodell lässt sich vom Denken und der Praxis der alten Kirche inspirieren, in der die Zugehörigkeit zur Universalkirche und die Eigenständigkeit der großen Patriarchate immer neu miteinander ausgeglichen wurden. Die jüngsten innerkatholischen Diskussionen über die Spannung zwischen Universalkirche und Ortskirchen zeigen, dass hier noch theologischer Reflexionsbedarf vorliegt. Man muss ehrlich bekennen, dass wir auch katholischerseits noch keine in sich schlüssige Einheitsvorstellung entwickelt haben. Das 2. Vatikanische Konzil hat ohne Zweifel einen Durchbruch zu einem an der alten Kirche orientierten Begriff von Einheit gebracht, hat aber noch keinen Weg aufzeigen können, wie der *koinonia*-Gedanke mit dem herkömmlichen römisch-katholischen Begriff von Kirche letztendlich zu vereinbaren ist. Hier ist dringlich Weiterarbeit notwendig.

Papst Johannes Paul II. hat bekanntlich selbst die Frage aufgeworfen, wie sein „Petrusdienst“ so ausgeübt werden könnte, dass er letztendlich der Einheit der Kirche dient<sup>9)</sup>. Bei der Beantwortung dieser Frage wird sehr über die konkrete Gestaltung einer kirchlichen Einheit nachzudenken sein, die an der Praxis der altkirchlichen *koinonia* Maß nimmt. Kirchengemeinschaft im Sinne der *koinonia* besteht aus beiden Elementen: *communio* und *participatio*, Gemeinschaft und Mitverantwortung aller für das Ganze der Kirche. Kardinal König hat dies jüngst sehr deutlich so zum Ausdruck gebracht: „Wenn nicht das Kollegium der Bischöfe mitverantwortlich wird (sc. für das Ganze der Kirche) in Verbindung mit dem römischen Bischof, so werden weder Orthodoxe, noch Anglikaner, noch protestantische Kirchen an der Fortführung der Ökumene mit praktischen Schritten in Richtung Einheit interessiert sein.“<sup>10)</sup> Aber eben dieses Interesse gilt es zu wecken bzw. zu erhalten. Darum

ist die theologische Weiterarbeit an einer überzeugenden Einheitsvorstellung dringlich und unaufschiebbar.

Um noch einmal den Blick auf den ökumenischen Alltag zu lenken: In der Breite unserer Gemeinden, aber auch unter manchen Amtsträgern herrscht weithin noch die Vorstellung, dass die anzustrebende Einheit Uniformität meint. Ich weiß nicht, ob ich da zu hart urteile. Aber es ist für viele nicht vorstellbar, dass es eine Einheit in Vielfalt geben könnte und dass Vielfalt auch einen Reichtum darstellen könnte. Mir wird immer deutlicher: Wirkliche Ökumene ist nicht möglich ohne Erneuerung des Denkens und ohne Bekehrung der Herzen, aber eben nicht nur bei den anderen, sondern vornehmlich bei uns selbst.

#### 5. Verblässendes Interesse an zentralen Lehrfragen

Das zeigte sich sehr deutlich an der Debatte um die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung“. Der Zwiespalt zwischen der offiziellen Lehre der Kirchen und dem Glaubensbewusstsein der Kirchenmitglieder ist nicht nur in Randfragen, sondern auch in zentralen Fragen des jeweiligen kirchlichen Selbstverständnisses sehr groß. Es ist nur zu begrüßen, wenn im Zusammenhang mit dieser Diskussion um die Rechtfertigungslehre von beiden Seiten die Aufgabe erkannt wird, ein der heutigen Zeit angemessenes Verstehen dessen zu fördern, was die theologische Tradition mit dem Stichwort „Rechtfertigung“ eigentlich meint.

Sicher: die nicht-lehrhaften Faktoren sind häufig gewichtiger als die jeweiligen Lehrdifferenzen, zumindest in der Praxis des Gemeindelebens. Das „Gesangbuch“ trennt manchmal mehr als der Katechismus! Doch die Tatsache, dass viele Christen die unterschiedlichen Kirchen als nur im Dekor und in der Aufmachung unterschiedliche „Läden“ ansehen, in denen sie im Grunde dasselbe einkaufen können, hängt mit dem Verblässen der Bedeutung von Lehre und Bekenntnis in den Kirchen zusammen. Natürlich liegt diese Entwicklung im Trend des heutigen Denkens, das mehr am „Design“ als am „Sein“ interessiert ist. Aber wir dürfen die Frage nach der Wahrheit in der Ökumene nicht verabschieden. Der Glaube ist ja nicht einfach in unsere Verfügung gegeben. Ökumene, die die Einheit der Kirchen wirklich befördern will, bedarf der gemeinsamen Ehrfurcht vor der „Wahrheit des Evangeliums“.

#### IV. Wie kommen wir in der Ökumene weiter?

Es gilt ernst zu machen mit der Tatsache, dass wir in der getrennten Christenheit mehr haben, was uns untereinander verbindet als was uns trennt. Johannes Paul II. hat dies in seiner Ökumene-Enzyklika selbst so formuliert<sup>11)</sup>. Kardinal Ratzinger hat in dem eingangs erwähnten Brief an die Theologische Quartalschrift Tübingen die glückliche Formulierung

gebraucht, man müsse „die bestehende Einheit operativ machen“<sup>12)</sup>. Wie kann das geschehen? Ich beschränke mich im Folgenden auf einige mir wichtig gewordene Anliegen.

#### 1. Die vorhandene Einheit stärken, sich auf sie berufen und das konkrete Leben der Kirche am Evangelium ausrichten

Diese Anregung hat eine doppelte Stoßrichtung: Zum einen müssen Unterschiedlichkeiten im Sinne des differenzierten Konsenses miteinander versöhnt werden, also als sich nicht gegenseitig ausschließende, wohl aber komplementär ergänzende Aspekte der gemeinsamen Einsicht in das Mysterium Christi verstanden werden. Dies hat in vorbildlicher Weise die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung“ versucht. In der gleichen Weise müssten nun andere kontroverse Fragen weiterbearbeitet werden, besonders die Frage nach Wesen und Gestalt des kirchlichen Amtes. Die theologische „Kärnerarbeit“ muss weitergehen.

Zum anderen hat diese Option natürlich auch den Sinn, unnötige und vom Zentrum des Glaubens wegführende Ausformungen konfessionellen Eigenlebens zurückzuschneiden. Nicht alles, was in der kirchlichen Frömmigkeitspraxis und in der Ausgestaltung kirchlichen Lebens uns zugewachsen ist, muss bewahrt werden. Es gibt auch das Recht und die Pflicht, missverständliche und vom Zentrum des Glaubens wegdrängende Entwicklungen bzw. Ausprägungen des kirchlichen Lebens zurückzunehmen bzw. zu korrigieren.

Damit hängt eng zusammen: Die Ökumene braucht die je eigene Umkehr und Buße der Christen und der Kirche insgesamt. Es gibt keine wachsende Einheit ohne den Preis der eigenen *metanoia*. Man könnte auch mit dem Papst vom ökumenischen „Dialog der Bekehrung“<sup>13)</sup> sprechen. Ohne Selbstevangalisierung der Kirchen hat die Ökumene keine tragfähigen Grundlagen.

#### 2. Vertrauen schaffen und bestärken

Aus meiner praktischen Erfahrung sind für die ökumenische Arbeit „vertrauensbildende Maßnahmen“ wichtig. Wir müssen damit rechnen, dass es immer wieder durch menschliche Schwäche, Unaufmerksamkeit aber auch durch echte Schuld zu Rückschlägen in der ökumenischen Annäherung kommt. Um solche Phasen durchstehen zu können, bedarf es eines angehäuften Kapitals an Vertrauen, das nicht erst in diesen kritischen Phasen, sondern schon im Voraus zu bilden ist.

Zu diesem Vertrauensfundus gehört auch die Bereitschaft, sich freimütig auf Dinge aufmerksam zu machen, die für den ökumenischen Partner belastend sind, etwa das

Drängen eines Gesprächspartners zu einem Verhalten, das dem anderen aus eigener Gewissensüberzeugung nicht möglich ist.

Vertrauen bildet sich durch gemeinsames Tragen von Verantwortung. 1952 hatte die Faith-and-order-Tagung in Lund das Prinzip formuliert, die Kirchen sollten das, was ihnen gemeinsam möglich ist, auch gemeinsam tun. Nicht das gemeinsame, sondern das getrennte Tun müsse sich rechtfertigen. Im Einzelfall wird das nicht immer realisierbar sein. Doch bestätigt die Erfahrung, dass Vertrauen am meisten wächst, wenn Herausforderungen gemeinsam bestanden werden. Ich kann in diesem Zusammenhang nur dafür werben, auch angesichts knapper werdender finanzieller Mittel, nicht die Zusammenarbeit der Kirchen etwa im Bereich der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (ACK) einzuschränken.

Auch die Zusammenarbeit im Bereich der caritativen Arbeit gehört für mich zu den Erfahrungsfeldern, auf denen Vertrauen und gegenseitige Hochschätzung wachsen kann. Ich denke da an ein konkretes Beispiel der Zusammenarbeit eines vormals katholischen und evangelischen Krankenhauses im thüringischen Eisenach unter einem jetzt gemeinsamen „Dach“. Ohne das Grundkapital eines in Thüringen zwischen Diakonie und Caritas über die Jahre hin gewachsenen Vertrauens wäre ein solcher Zusammenschluss nicht möglich gewesen. Beispiele dieser Art müssen Schule machen.

### 3. Ökumene als durchgehende Perspektive in alle kirchlichen Lebensäußerungen einbringen

Die Würzburger Synode hatte seinerzeit im Papier „Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der kirchlichen Einheit“ für alle kirchlichen Lebensbereiche eine durchgehende ökumenische „Perspektive“ gefordert<sup>14)</sup>. Diese Forderung ist im Alltag unseres kirchlichen Lebens weithin noch nicht umgesetzt. Die mangelnde Fähigkeit zu ökumenischem Handeln hängt meines Erachtens weniger an ökumenischer Bildung (die immer eine wichtige Aufgabe bleibt) als vielmehr an der Bereitschaft und der Fähigkeit, bei allen eigenen kirchlichen Fragen grundsätzlich eine ökumenische Perspektive einzubringen. Was das im einzelnen heißt, kann hier nicht ausgebreitet werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: In der Eucharistiefeier könnte es auf Dauer sehr wirkungsvoll sein, durch eine immer wiederkehrende Fürbitte für die anderen christlichen Gemeinden vor Ort das Bewusstsein für die noch vor uns liegende, umfassende „Katholizität“ zu stärken<sup>15)</sup>.

### 4. Verantwortbare Regelungen für Sondersituationen anstreben

Schließlich möchte ich ausdrücklich die Notwendigkeit ansprechen, in einigen besonders die Praxis des ökumenischen Miteinanders betreffenden Problemfeldern verantwortbare Regeln zu entwickeln. Eine hilfreiche Regelung sind die von der Deutschen Bischofskonferenz 1994 erlassenen Richtlinien für Ökumenische Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen. Dringlich wären Richtlinien für die leidvolle Frage einer eucharistischen Gastfreundschaft in besonderen Ausnahmesituationen, wie sie das Ökumenische Direktorium von 1993 den Bischofskonferenzen anheim stellt<sup>16)</sup>. Es braucht weitere seelsorgliche Hilfen für konfessionsverschiedene Ehen, Hilfen, die sowohl mit unserem kirchlichen Selbstverständnis als auch mit der konkreten Situation dieser Paare in Einklang stehen. Auch die kirchliche Beheimatung und seelsorgliche Begleitung von wiederverheirateten Geschiedenen ist nicht nur ein innerkatholisches Problem. Die unterschiedliche Handhabung der Kirchen hinsichtlich der Zulassungsbedingungen dieser Personen zur Eucharistie bzw. zum Abendmahl ist zunehmend auch eine ökumenische Herausforderung.

Die seelsorgliche Aufgabe, bei diesen und anderen Problemlagen zu guten Regelungen zu kommen, darf nicht unterschätzt werden. Die Menschen in besonderen Lebenssituationen müssen in unserer Kirche das Gefühl haben, willkommen zu sein. Wir müssen noch mehr Phantasie entwickeln, Formen und Zeichen solchen „Willkommens“ zu suchen, die einerseits deutlich machen, dass nicht wir über die Sakramente des Herrn verfügen, aber dass diese doch für die Menschen in ihren Nöten und Bedrängnissen gegeben sind. Kardinal Ratzinger hatte seinerzeit an die ostkirchliche Praxis der Eulogienbrote erinnert, die auch für Menschen, die nicht die Eucharistie empfangen können (und wollen) ein Zeichen der geistlichen Teilhabe und des „Willkommens“ sein könnte<sup>17)</sup>. Die Gemeinde Nordhausen in Thüringen hat sich bei der nächtlichen Weihnachtsmesse im dortigen Dom, die von vielen Nichtkatholiken besucht wird, ein solches Geschenk-Zeichen einfallen lassen. Während die Gläubigen die Kommunion empfangen, empfangen die Gäste ein kleines Licht mit einer Spruchkarte, die sich auf das Weihnachtsgeheimnis bezieht. Es gibt mehr Möglichkeiten, Zeichen der Gastfreundschaft zu entwickeln, als wir meinen.

\* \* \*

Erlahmt der ökumenische Impuls? Ich meine: Nein. In mancher Hinsicht ist er sogar noch drängender geworden. Was ich freilich in der konkreten ökumenischen Arbeit immer wieder spüre, ist die Erwartung, dass unsere Kirchen nicht nur große ökumenische Absichtserklärungen abgeben, sondern auch im ökumenischen Gespräch gewonnene Einsichten in die Tat umsetzen. Die zwischen den Kirchen vorhandene Einheit kann durchaus noch stärker „operativ gemacht werden“.

Es gehört freilich zum notwendigen Realismus, sich nicht von vorschnellen Vorhersagen einer Einheit der Kirchen in naher Zukunft leiten zu lassen. Es liegt mit Sicherheit noch ein längerer Weg vor uns. Die offiziellen kirchlichen Verlautbarungen sollten nicht durch allzu

blumige Ankündigungen und Absichtserklärungen die Enttäuschungen vorprogrammieren. Aber es ist umgekehrt wichtig, dem, was von den Gläubigen getan bzw. was von ihnen erwartet wird, durch kirchenamtliche Rezeption ökumenischer Gesprächsergebnisse ein tragfähiges Fundament zu geben. Darum wäre eine kirchenamtliche Unterschrift unter die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung“ eben doch ein wichtiges Signal. Aus Konsensen muss mehr und mehr praktizierte Gemeinsamkeit erwachsen. Aber bei all dem ist zu beachten: Es kann weder allein eine Ökumene „von oben“ geben noch eine „von unten“. Es gibt nur eine ökumenische Grundbewegung der Kirche, und diese muss von allen ihren Gliedern mitvollzogen werden.

Anmerkungen

- 1) Vorgetragen auf der Tagung des Wissenschaftlichen Beirates des Möhler-Instituts Paderborn vom 17.-19. März 1999.
- 2) Vgl. zum Ganzen der gegenwärtigen ökumenischen „Stimmungslage“ H. Döring, Ökumene auf dem Weg ins 3. Jahrtausend. Barrieren und Signale der Hoffnung, in: H. Döring u.a. (Hrsg.), Ist die Ökumene am Ende?, Regensburg 1994, 27-76.
- 3) Abgedruckt unter der Überschrift: Zum Fortgang der Ökumene, in: J. Ratzinger, Kirche, Ökumene und Politik. Neue Versuche zur Ekklesiologie, Einsiedeln 1987, 128-134.
- 4) A. a. O. 128.
- 5) Vgl. a. a. O. 129.
- 6) Vgl. J. Wanke, Dem Gottes- und Menschendienst verpflichtet. Katholische Kirche in Thüringen im achten Jahr deutscher Einheit, in: Um der Menschen willen (Für Bischof Leo Nowak zum 70. Geburtstag. Hrsg. von H. Keul und W. Kraning), Leipzig 1999, 228-242.
- 7) H. Meyer, Die Behandlung nicht-lehrhafter Faktoren im ökumenischen Dialog, in: Ders., Versöhnte Verschiedenheit. Aufsätze zur ökumenischen Theologie, Bd. 1, Frankfurt a. M.-Paderborn 1998, 87-97.
- 8) Vgl. K. Raiser, Ökumene im Übergang. Paradigmenwechsel in der ökumenischen Bewegung. München 1989, 14.
- 9) Vgl. die bekannten Bemerkungen des Papstes in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ vom 25. Mai 1995, Nr. 95 und 96.
- 10) Kardinal König, Kollegialität statt Zentralismus, in: Herderkorrespondenz 1999, Heft 4, 176-181, hier 181.
- 11) Ut unum sint Nr. 22.
- 12) A. a. O. (s. Anm. 3) 132.
- 13) Ut unum sint Nr. 35.
- 14) Vgl. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg-Basel-Wien 1976, 774-806, bes. die Punkte 5.1.1; 9.1. Vgl. auch den Beschluss der Dresdner Pastoralynode „Ökumene im Bereich der Gemeinde“ in: Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der Katholischen Kirche in der DDR, Leipzig 1976, 136-154.
- 15) Die Kirchen in Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg haben die Gemeinden zu einer solchen ständigen Gebets-Fürbitte für die Mitchristen im Gottesdienst eingeladen. Vgl. auch meinen Beitrag: Ökumene im Gebet - nur eine Verlegenheit? Überlegungen zum theologischen und pastoralen Stellenwert ökumenischer Gebetsinitiativen, in: Communio sanctorum (Festschrift für Bischof Paul-Werner Scheele), hrsg. von J. Schreiner und K. Wittstadt, Würzburg 1988, 553-566, bes. 564.
- 16) Vgl. das römische „Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus“ vom 25. März 1993, Nr. 129 und 130.
- 17) A. a. O. (s. Anm. 3) 133.